

Leseprobe aus:

Robin Jones Gunn

Das Weihnachtshaus



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

ERSTES KAPITEL

Silberne Kugeln hüpfen und klimperten fröhlich, als der Nordwind in den immergrünen Kranz an der schweren Holztür fuhr. Darüber schwang ein bemaltes Schild an zwei Metallbügeln hin und her und verkündete den Namen des Geschäftes: *Tea Cosy*.

Als ich durch das dicke Glas des Fensters ins Innere schaute, konnte ich ein munteres Feuer im Kamin brennen sehen. Die Tische waren immer für zwei gedeckt, mit Tassen auf roten Tischtüchern. Girlanden aus grünen Ranken schmückten den Kaminsims. Im Raum verteilt, auf den Tischen und auf den Regalen, brannte etwa ein Dutzend rote Kerzen, und jede der kleinen, flackernden Flammen versprach Wärme und Trost und lud mich ein, hereinzukommen.

Ein noch heftigerer Windstoß fuhr durch die Gasse und nahm mir den Atem in dieser dunklen Dezembernacht.

Diese Reise war ein Fehler. Ein großer Fehler. Was habe ich mir nur dabei gedacht?

Ich kannte die Antwort, doch da wurde sie auch schon vom höhnischen Wind davongetragen. Die Antwort war: Ich dachte nicht nach. Ich folgte meinem Gefühl.

Ein Gefühl hatte mich letzten Freitag dazu bewogen, die Reise nach London zu buchen. Blinder Eifer hatte mich überzeugt, dass ich im Carlton-Fotostudio in der Bexley Lane eine Antwort auf die Frage bekommen würde, die mich seit zwanzig Jahren quälte.

Leider hatte ich mich geirrt. Ich war den ganzen Weg hierhergekommen, nur um in einer Sackgasse zu landen.

Noch einmal blickte ich in das Teehaus und sagte mir, dass ich weitergehen sollte, zurück zum Bahnhof, zurück nach London in mein Hotel, wo ich mein Gepäck gelassen hatte. Dieser sinnlose Abstecher war zu Ende. Ich sollte mein Ticket umbuchen und am Morgen nach San Francisco zurückfliegen.

Doch meine kalten und müden Füße gehorchten nicht. Sie wollten hineingehen und sich am Feuer aufwärmen. Ich konnte nicht bestreiten, dass meine Füße ein wenig Zuwendung verdient hatten, nach allem, was ich ihnen zugemutet hatte, als ich den letzten Platz in der zweiten Klasse ergattert hatte. Den mittleren Sitz in der Nähe der Toiletten, in einer Reihe, deren Sitze sich nicht zurückstellen ließen. Eine Tasse Tee wäre in diesem Moment die einzig angenehme Erinnerung, die mir von diesem Fiasko bleiben würde.

Ich griff nach der eigenartig geformten Türklinke und trat ein. Wieder klimperten die silbernen Kugeln leise.

«Nur herein, nur herein, und lerne mich besser kennen!» Diese unerwartete Begrüßung kam von einem Mann, der einen Kilt trug und ein kühnes Gesicht

hatte. Sein ausgeprägter Backenbart sah aus wie weiße Lammwolle und ließ sein Kinn ein wenig weicher erscheinen. «Haben Sie Schnee mitgebracht?»

«Schnee?», wiederholte ich.

«Ja, Schnee. Es ist kalt genug für Schnee, meinen Sie nicht auch?»

Ich nickte zögernd und bemerkte, dass meine Nase und meine Wangen sich in der Wärme röteten. Vermutlich war dieser Herr der Eigentümer. Ich schaute mich um und fragte: «Ist es in Ordnung, wenn ich den Tisch am Kamin nehme? Ich hätte gern nur eine Tasse Tee.»

«Natürlich, warum nicht», erwiderte er. «Katharine!» Er wartete auf eine Antwort und versuchte es dann noch einmal. «Katharine!»

Keine Antwort.

«Sie muss nach oben gegangen sein. Sie wird gleich wiederkommen.» Sein Grinsen war einnehmend, sein Blick heiter. «Ich würde den Kessel ja selber aufsetzen, wenn ich nicht los müsste.»

«Das ist schon in Ordnung. Ich warte gern.»

«Natürlich warten Sie gern. Eine junge Frau wie Sie hat doch Zeit, zu warten, oder? Während so jemand wie ich ...» Er kam etwas näher und zwinkerte mir vertraulich zu. «Ich bin der Geist dieser Weihnacht, müssen Sie wissen. Ich kann nicht warten.»

Was für ein Geist er zu sein glaubte und für wen, das war mir nicht klar.

Mit einem Nicken zog der Mann die schwere Tür auf und trat in die frostige Luft hinaus.

Kurz darauf kam eine bemerkenswerte Frau die schmalen Stufen herunter. Sie war bei meinem Anblick ebenso überrascht wie ich bei ihrem. Sie trug ein umwerfendes rotes Abendkleid, eine schimmernde silberne Halskette und passende Ohrringe, die unter ihrem dunklen Haar glitzerten. Sie war groß, stand sehr gerade da und legte den Kopf leicht schief, während sie darauf wartete, dass ich etwas sagte.

«Äh, ich war mir nicht sicher, ob Sie noch offen haben», stotterte ich.

«Ja, an einem normalen Tag hätten wir noch ein Weilchen offen, bis halb sechs ...» Ihre Stimme verklang.

«Halb sechs», wiederholte ich und blickte auf meine Uhr. Die zeigte 11:58 Uhr an. Genau die Zeit, auf die ich sie am späten Vormittag gestellt hatte, als ich in Heathrow das Flugzeug verließ. Irritiert klopfte ich auf das Gehäuse der Uhr, als ob ich sie dadurch wieder zum Gehen bringen könnte. «Ich sehe, Sie haben etwas vor und möchten schließen. Ich werde ...»

«Ts, ts, ts.» Die Laute klangen so, als wolle sie ein Eichhörnchen mit Nüssen auf eine Parkbank locken. Aber ich verstand, was sie eigentlich damit meinte. Ich sollte bleiben und nicht davonlaufen.

«Setzen Sie sich irgendwo hin. Hätten Sie gern einen Scone zum Tee oder vielleicht Rumkuchen?»

«Nur Tee, vielen Dank.»

Ich ging zum Kaminfeuer, und mir fiel ein, dass ein Scone vielleicht doch ganz verlockend wäre. Seit dem halb garen Omelett zum Frühstück im Flugzeug hatte ich nichts mehr gegessen.

«Eigentlich hätte ich doch gern einen Scone. Wenn es Ihnen nicht zu viel Umstände macht.»

«Das macht überhaupt keine Umstände.»

Ihr Lächeln war weich und mütterlich. Ich schätzte sie auf Anfang fünfzig, vielleicht etwas älter. Sie drehte sich um, und schon bald hörte ich sie in der Küche hantieren.

Ich setzte mich an einen massiven Tisch in der Nähe des Feuers und versuchte meine große Schultertasche unter dem Stuhl zu verstauen. Die Steine vor dem Kamin waren geschwärzt, was sicherlich dem Ruß von Jahrhunderten zuzuschreiben war. Doch der Zauber des Raumes entfaltete sich erst richtig, als ich mich gesetzt hatte und die Gemütlichkeit ganz unmittelbar spüren konnte. Dies war ein Ort der Ruhe. Ein Ort, an dem sich Vertrauen zwischen Freunden aufgebaut hatte und seit vielen Jahren bewahrt wurde.

Das Gefühl von Geborgenheit und Trost rührte an mein Innerstes, und ich merkte, wie Tränen in mir aufstiegen. Doch ich hielt sie zurück, denn genau so ein Überschwang an Gefühlen war der Grund für diese Reise gewesen.

Ich lehnte mich zurück, blinzelte und ließ die Hitze des Kaminfeuers durch meinen Körper strömen. Katharine kam mit einem Tablett zurück. Eine dampfende Teekanne, über die ein oben zusammengezogener Wärmer aus Chintz gestülpt war, stand in der Mitte.

Sogar die Teekannen haben es hier gemütlich!

«Ich habe zwei Scones für Sie warm gemacht, und hier ist cremig geschlagene Sahne dazu. Außerdem habe

ich Ihnen Himbeermarmelade gebracht, oder hätten Sie lieber Erdbeer?»

«Nein, ist schon in Ordnung so. Alles bestens. Vielen Dank.»

Katharine hob die Teekanne an und goss die dampfende Flüssigkeit in meine Teetasse. Ich hatte einen Moment lang das Gefühl, in die eigentümliche Parallelwelt von Narnia geraten zu sein.

Als Kind hatte ich die *Chroniken von Narnia* von C. S. Lewis mehrere Male gelesen. In meiner Vorstellung spielte ich die Geschichten mehrfach durch und versetzte mich in Lucy hinein, die durch einen Wandschrank eine magische Welt betritt.

Hier, im Land von Narnias Autor, wurde mir bewusst, wie sehr meine Umgebung Lewis' Beschreibungen jener magischen Welt ähnelte: Ein wärmendes Feuer hieß mich bei meiner Ankunft aus der Kälte willkommen. Aber es war kein Reh, das mich zum Tee einlud, sondern jemand in einem Kilt. Statt Mrs Beaver goss mir eine hochgewachsene Frau in einem roten Abendkleid ein belebendes Getränk am Feuer ein.

Ein unliebsamer Gedanke kam mir so plötzlich und so klar in den Sinn, als hätte jemand ihn mir zugeflüstert: *Miranda, wie lange willst du noch glauben, dass «immer Winter ist und nie Weihnachten»?*

ZWEITES KAPITEL

Ich achtete nicht mehr auf das geheimnisvolle Flüstern, das mich überrascht hatte, und nahm schnell einen Schluck von dem dampfenden Tee.

«Sehr gut.» Ich nickte Katharine zu, die immer noch neben dem Tisch stand, als ob sie auf meine nächste Bitte wartete.

«Sind Sie wegen Weihnachten nach Carlton Heath gekommen?» Ihre Stimme war wohltuend.

«Ja. Na ja, eigentlich nicht. Nicht wegen Weihnachten. Ich bin ... Ich suche ... Ich bin ...»

«... einfach zu Besuch?», beendete sie den Satz für mich.

«Ja, einfach zu Besuch.»

Hier im Teehaus fühlte ich mich vom Grund meiner Reise längst nicht mehr so eingeschüchtert wie vorhin, als ich noch allein da draußen gestanden hatte. Ohne etwas preiszugeben, blickte ich die freundliche Katharine an und sagte: «Darf ich Ihnen eine Frage stellen?»

«Aber natürlich.»

«Ich bin auf der Suche nach dem Carlton Heath-Fotostudio in der Bexley Lane. Ich bin die ganze Stra-

ße abgegangen, konnte es aber nicht finden. Können Sie mir sagen, wo es ist?»

Sie schüttelte den Kopf.

«Ich habe den Namen von der Rückseite eines Fotos», erklärte ich und holte eine kleine Plastiktüte aus meiner Tasche. Darin verwahrte ich das Foto sorgfältig. Vorsichtig nahm ich es heraus. Dieses Foto war das kostbare Beweisstück, das mich nach langer Unentschlossenheit nach Carlton Heath geführt hatte. Ich drehte es um und zeigte auf den Namen, der auf die Rückseite gestempelt war. «Carlton-Fotostudio, Bexley Lane, Carlton Heath». Vorsichtig gab ich Katharine das Foto.

Sie schien verwirrt. «Das ist die einzige Bexley Lane in Carlton Heath. Und ich kenne kein Fotostudio in der Straße. Vielleicht gibt es das Geschäft nicht mehr.»

«Das habe ich befürchtet.»

Sie legte ihren Kopf schräg, und ihre Ohrringe blitzten im Schein des Feuers auf. «Wenn es das Geschäft hier gab, bin ich sicher, dass irgendjemand in der Stadt Bescheid darüber weiß. Ich wohne erst seit ein paar Jahren in Carlton und kann deshalb nicht viel sagen, wenn es um früher geht. Mein Mann wüsste es bestimmt.»

Bevor sie mir das Foto zurückgab, hielt sie inne und fragte: «Darf ich es mir einmal ansehen?»

«Aber natürlich. Und sagen Sie mir doch bitte, ob Sie jemanden auf dem Foto erkennen.»

Das Bild, auf das sie schaute, hatte sich mir ins Gedächtnis eingebrannt. Ich hatte schon so lange auf das Foto gestarrt, dass mir jede Kleinigkeit der zwei abge-

bildeten Menschen vertraut war, sogar das verwaschene Grün des Pullovers, den der kleine Junge trug. Er musste vier, vielleicht fünf Jahre alt sein. Unsicher saß er auf dem Schoß eines Mannes in einem eigenartigen Weihnachtsmannkostüm. Der Junge weinte, sein Mund stand weit offen, und er hatte den Kopf zurückgeworfen. Seine kurzen Arme hielt er steif an der Seite, wie ein tapferer kleiner Soldat, doch er schreckte scheinbar nicht davor zurück, laut zu weinen.

Jede einzelne Linie im Gesicht des Mannes, der den Weihnachtsmann spielte, war mir vertraut. Sein Anzug sah eher aus wie der eines Bohemiens, nicht wie das übliche rotsamtene Kostüm eines Weihnachtsmannes. Auch seine rote Mütze war untypisch für einen Weihnachtsmann. Sie stand ein gutes Stück hoch, bevor sie zur Seite kippte, und war mit einem schmalen schwarzen Band abgesetzt, nicht wie sonst üblich mit einem breiten Rand aus weißem Vlies.

Weiß waren dafür der lang fließende Bart des Mannes und seine dichten Augenbrauen. Er schien bemüht zu sein, ein ernstes Gesicht zu machen, doch seine Augen verrieten sein fröhliches Naturell und auch sein Alter. Den Lachfalten um seine klaren blauen Augen nach zu schließen, musste er über fünfzig sein. An seiner großen linken Hand, die er um die Mitte des Jungen gelegt hatte, war ein goldener Ring am Mittelfinger zu sehen und an seinem Handgelenk ein goldenes Uhrenarmband.

«Was für ein Charmeur», meinte Katharine lächelnd, während sie auf das Foto schaute.

Ich nickte. Das Foto brachte jeden Betrachter zum Lächeln.

«Komisch», sagte sie und neigte leicht den Kopf. «Ich bin mir sicher, dass ich dieses Foto schon einmal gesehen habe.»

Mein Herz machte einen Sprung, und ich stellte meine Tasse auf den Tisch zurück, ohne den Blick von Katharine zu nehmen. «Wirklich? Hier in Carlton Heath? Können Sie sich erinnern, wo das war?»

«Nein. Ich bin mir nicht sicher. Ich erinnere mich aber, dass das Foto in einem Rahmen war. In einem sehr schönen, kunstvoll gearbeiteten Rahmen. Ich kann mich aber nicht mehr recht erinnern, wo ich ihn gesehen habe.»

Ich wartete gespannt, während sie wieder auf das Foto blickte und die Lippen verzog.

Nach etwa einer Minute sagte sie: «Ich habe eine Idee.»

«Ja?»

«Ich weiß nicht mehr, wo ich dieses Foto gesehen habe, aber vielleicht kann jemand in der Stadt helfen. Leute, die schon länger hier leben als ich, müssten das Fotostudio kennen. Einer von denen könnte den Mann oder den Jungen auf dem Foto vielleicht erkennen.»

«Wen soll ich fragen?»

«Ein paar Leute, die hier wohnen, denke ich. Erst einmal meinen Mann. Er und die anderen sind heute Abend bei der Aufführung. Warum begleiten Sie mich nicht einfach?»

«Zu welcher Aufführung?»

«Na, vom *Weihnachtslied*, dem Stück von Dickens. Aber ich muss Sie warnen, es ist eine ziemlich schräge Fassung. Und die Spieler, die das Stück aufführen, halten die Tradition hier schon vierzig Jahre lang aufrecht. Deshalb ist die Interpretation der Charaktere auch ein bisschen, sagen wir mal, frei. Aber es ist sehr unterhaltsam.»

Ich biss mir auf die Unterlippe und spürte, wie sich mein Magen verkrampfte.

«Würden Sie mitkommen?», fragte Katharine. «Als mein Gast natürlich.»

«Ich ... Ich weiß nicht.»

«Ach.» Sie gab mir das Foto zurück. «Wahrscheinlich haben Sie schon etwas vor. Es ist immerhin Heiligabend.»

«Nein. Ich meine, ja. Ich habe schon etwas vor. Ich muss wieder zurück nach London. In mein Hotel.»

«Ts, ts, ts. Nach London ist es nicht weit. Dahin können Sie auch später noch fahren.»

Während ich nach einer passenden Antwort suchte, stand Katharine geduldig vor mir, die Hände über dem schönen Abendkleid gefaltet, und wartete.

«Ich habe nicht die richtigen Sachen zum Anziehen dabei fürs Theater», erwiderte ich.

Sie lächelte. «Ich denke nicht, dass man das, was heute Abend geboten wird, auch nur im Entferntesten als <Theater> bezeichnen kann. Was Sie anhaben, ist völlig passend. Ich bin so angezogen, weil ich bei der Veranstaltung mitmache. Am Buffet, genauer gesagt.»

Ich wusste nicht, was ich noch sagen sollte, und schaute nur auf die unberührten Scones auf dem Teller.

«Na dann», sagte sie, um das Schweigen zu überbrücken. «Ich glaube, ich lasse Sie jetzt lieber allein mit dem Tee. Sie können ja in aller Ruhe über die Einladung nachdenken.»

Gerade als sie gehen wollte, platzte ich mit dem Grund für meine Unentschlossenheit heraus: «Ich gehe nicht ins Theater.» Katharine nahm meine eigenartige Bestimmtheit scheinbar ungerührt hin. «Ich gehe schon lange nicht mehr ins Theater und ...»

Die Entschlossenheit, mit der ich meinen Boykott aufrechterhalten hatte, seit ich neun Jahre alt war, schwand dahin. In Anbetracht der Anmut meiner eleganten Gastgeberin schien mir meine ganze Abwehrlhaltung nicht mehr besonders logisch.

«... ich gehe einfach nicht mehr ins Theater», schloss ich matt.

Katharine stand ruhig da, nur ein paar Schritte entfernt. Nach einer Pause sagte sie: «Ich habe an Entscheidungen immer geschätzt, dass man jederzeit eine neue treffen kann.»

Dann verschwand sie hinter dem Vorhang, der die Küche von dem halben Dutzend Tische mit den roten Decken und den flackernden Kerzen trennte. Ich saß allein am behaglichen Feuer.

Dennoch fühlte ich mich nicht ganz allein. Einige ausgewählte Erinnerungen aus frühester Kindheit versammelten sich auf dem leeren Stuhl mir gegenüber. Sie richteten sich zu voller Größe auf, kamen näher und starrten mich an, als wollten sie erfahren, ob sie noch immer Macht über meine Entscheidungen hatten.

DRITTES KAPITEL

In der Stille und der Sicherheit des *Tea Cosy* kam das Echo meiner ach so seltsamen Kindheit zu mir zurück.

Alle Erinnerungen begannen mit meiner Mutter. Sie war Schauspielerin. Nicht Schauspieler. Ich bitte Sie. *Schauspielerin*. Sie stellte sich selbst vor als «Eve Carson, die Schauspielerin», und die Leute nickten daraufhin, als sei sie ihnen vage bekannt. In Wahrheit hatte niemand von ihnen jemals etwas von ihr gehört.

Jeden Sommer tollte Eve Carson, die Schauspielerin, über die Bühne, verkörperte den einen oder anderen unsterblichen Charakter am Shakespeare-Theater in Ashland, Oregon. Den Rest des Jahres packte sie unsere grünen Koffer hinten in unseren kleinen blauen Wagen, und wir fuhren die Westküste hinauf und hinunter, wo sie bei einer Reihe von Theatern vorsprach, mit denen sie in Verbindung stand.

In Santa Cruz trug meine Mutter bei ihrer Arbeit ein Renaissancekostüm, das von einer kahlköpfigen Frau genäht worden war, die sieben Katzen hatte, aber keinen Fernseher. In San Diego lag unser Hotelzimmer ganz nah bei dem Dinner-Theater, wo meine Mutter

jede Nacht in einem Matrosenkostüm sang und tanzte. Samstags gab es immer zwei Aufführungen und eine Menge zu essen, aber erst um Mitternacht. Doch das machte mir natürlich nichts aus.

Ich war ein Zigeunerkind. Ein Einzelkind. Deshalb glaubte ich alles, was meine Mutter sagte, auch, als sie mir in blumigen Worten erzählte, wie sie eines Nachts im Mondlicht an einem See auf einem federweichen Moosbett geschlafen hätte.

«Leise, ganz leise, hat der Große Wagen einen kleinen, aber hell funkelnden Stern in meinen Bauch hineinfallen lassen. Der kleine Stern wuchs und wurde so groß wie eine Wassermelone, und dann ...»

Ihre dunkelblauen Augen wurden größer, während sie erklärte, dass ich dann eines Tages einfach so herausgekommen und friedlich in ihren Armen eingeschlafen sei.

«Und dieser Tag, mein Schatz», schloss sie mit ihrer einnehmenden Stimme, wobei ein zartes Rosa ihre Wangen färbte, «war der glücklichste Tag in meinem Leben. Du bist Sonne, Mond und Sterne für mich geworden, und meine geheimsten Träume wurden wahr. Denk immer daran, dass das Leben ein Geschenk ist und dass dein Licht besonders hell strahlt, meine süße Miranda.»

Wie ein Vogeljunges nahm ich jedes Wort von den Lippen meiner wunderschönen Mutter begierig auf. Wir hatten beide dunkles Haar, dichte, feingeschwungene Brauen und schlanke Beine, und wir sahen uns sehr ähnlich. Ihre Augen waren so tiefblau, dass sie schon

fast schwarz aussahen. Meine Augen dagegen waren von so klarem und durchsichtigem Blau wie Murmeln, die man gegen die Sonne hält. Die Klarheit meiner Augen übertrug sich auch auf meinen Verstand.

Bis ich knapp neun Jahre alt war, hatte ich keine sehr ausgeprägte Vorstellung von Vernunft. Was die Entwicklung meines Verstandes betraf, so war ich ein Spätzünder. Deshalb sah ich nicht, welche Gefahren im Zusammenleben mit einer solchen Frau lauerten. Ich wusste nicht, dass zwischen Kunst und Täuschung nur ein schmaler Grat verläuft. Ich wusste nicht, wann sie spielte und wann sie die Wahrheit sagte. Für mich war alles wirklich. Jedes Wort, jedes Lächeln, jede Träne.

Meine lebendigsten Erinnerungen habe ich seit dem Tag, an dem wir nach Ashland fuhren. Die Hügel im südlichen Oregon verblassten von Grün zu Gelb, und der heiße Duft des trocknenden Grases kam durch das Wagenfenster und legte sich süßlich über den stickigen Teer- und Asphaltgeruch des Freeway 5.

An einem Dienstagnachmittag checkten wir in unser Zimmer im Swan Motel ein und aßen im Schneidersitz auf unserem Bett Pizza. Danach lebten wir im Rhythmus ihrer Auftritte.

Ob Mittwoch war oder Donnerstag – es spielte keine Rolle. Meine Mutter kam nachts immer sehr spät zurück und schlief dann nur ein paar Stunden.

Meistens ging ich mit ihr ins Theater und suchte dort nach immer neuen Möglichkeiten, mich unsichtbar zu machen. Für eine Neunjährige war ich in meiner Rolle als Phantom ziemlich gut. Wenn ich nicht so gut war,